

7. Sekundärliteratur

Jahrbuch der alten Lateiner : Schola Latina.

Halle (Saale)

Eine Primanerfahrt vor rund 100 Jahren

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Eine Primanerfahrt vor rund 100 Jahren

Von Prof. Karl Weiske (1872—1881)

Einen Hiltrungen unserer Tage mag die Fahrt unseres Erzählers merkwürdig berühren, da sie ohne Jugendherberge oder Lager, ohne Marsch in Schritt und Tritt, ohne Fanfarenmusik vonstatten gegangen ist; aber da ein Altlateiner erzählt, interessiert vielleicht der etwas gekürzte Bericht die Leser der Schola Latina 1940. Er hat jetzt das Wort:

Im Jahre 1844 hatte ich im Laufe der Zeit 12 Taler zu einer Fußreise zurückgelegt, und auf den Rat eines lieben Oheims in Naumburg, der dem Reisegelde noch 1 Taler hinzufügte, beschloß ich eine Reise durch das nördliche Bayern zu machen. Ich reiste allein, weil keiner meiner Freunde, die lieber ihr Geld verknippen als nützlich anlegen, mitkommen konnte. Dafür schloß ich mich unterwegs an den und jenen an, z. B. auf meinem Wege nach Kahla einem ehrsamem Bürger dieses Städtchens, der mich auf den Rotensteiner Felsen aufmerksam machte; hier sei ein von Feinden verfolgter schwedischer Trompeter hinabgesprengt. Ich folgte zuerst dem Räte, da hinaufzusteigen und die Aussicht auf die Leuchtenburg zu genießen. Da aber die Sonne entsetzlich heiß brannte und der Weg sich zu sehr in die Länge zog, beschloß ich, auf kürzestem Wege zur Straße hinabzugelangen. Denn was ein berittener schwedischer Trompeter sich getraut hat, das kann doch ein tüchtiger thüringer Junge erst recht. Der Abstieg wurde in dem mürben roten Sandstein zu einer Rutschpartie, bald rechts, bald links ergriff ich die in der Rutschbahn stehenden Wachholdersträucher, um meine Fahrt in die Tiefe zu verlangsamen, und kam so, glücklicherweise auch mit ganzen Stiefeln und Kleidern, unten auf der Straße wieder an.

Ein zweites Abenteuer wartete mein in Koburg. Nach der Besichtigung der Stadt und der Feste saß ich abends in der Wirtsstube, als ein Gendarm, ein wahrer Hüne von Gestalt, hereintrat und mit Stentorstimme von mir die Legitimation verlangte. Ich hatte deren zwei, eine für zwei Gute Groschen auf dem Rathause in Halle gelöste Aufenthaltskarte und einen richtigen Paß, den mir mein Rektor Eckstein ausgestellt hatte mit darunter gesetztem Siegel der Frandeschen Stiftungen. Wir Primaner hatten vor Eckstein, bei aller Liebe zu ihm und aller Begeisterung für ihn, den höchsten Respekt ihm gegenüber, daher behielt ich lieber den Paß bei mir und gab dem Wächter des Gefeches die hallische Aufenthaltskarte, mit der er auch zufrieden war. Als ich aber um Rückgabe dieses Papiers bat, gab er die Antwort: „Das müssen Sie sich morgen früh von der Polizei holen. Weil ihr Name mit ‚W‘ beginnt, so kommen Sie morgen vor 11 Uhr nicht an die Reihe.“ „Schöne Wirtschaft“, sagte ich, „da will ich schon fünf Stunden unterwegs sein.“ Am nächsten Morgen ging ich schon früh hin, in der Hoffnung, durch ein Hintertürchen zu meinem Papier zu gelangen, erhielt aber denselben Bescheid. Für die „gütige“ Auskunft dankend empfahl ich mich höflich, entschlossen, nicht zu warten und lieber das Papier im Stich zu lassen. Als ich davoneilte, hörte ich nur noch mir nachrufen: „Kommen Sie ja um 11 Uhr wieder!“ Ich war froh, daß der Koburgische Staat so klein war, so daß ich mich bald über die bayerische Grenze retten konnte. Kloster Banz, Vierzehnheiligen, Staffelstein! Ich freute mich der schönen Gegend und beschloß, in Staffelstein zu übernachten. Im Wirtshause traf ich nur einen in seiner Brieftasche lesenden Reisenden, und da es mir zu langweilig wurde, nahm ich eine an der Wand hängende Geige herab und begann mir zur Unterhaltung einen Walzer zu spielen. Auf einmal drehen sich vor meinen Augen zwei junge Mädchen, denen ich nun, weil sie hübsch waren, weiter aufspielte. Bald erschienen zwei junge Männer, und nun walzten nach meinem Spiele zwei Paare, zu denen sich in kurzer Zeit immer mehr Tänzer und Tänzerinnen einfanden. Nach dem Tanze schritt man zu anderer Unterhaltung, und ich verfiel darauf, alle möglichen Kunststücke zu machen, die die einheimischen jungen Burschen mir nachmachten. Am nächsten Morgen fuhr ich, weil es in der Nacht stark geregnet hatte, und insofgedessen die Straße nach Bamberg unwegsam geworden war, für sechs Silbergroßen mit der Post nach Bamberg. Der Staffelsteiner Wirt nahm an der Fahrt teil. Unterwegs steckte ich mir meine Tabakspfeife an, deren Kopf ein Wappen zeigte. Auf die Frage des Wirtes nach dessen Bedeutung erklärte ich ihm: Es ist

das Wappen derer von Rendslaw; einer Nebenlinie dieses adligen Geschlechts gehört meine Mutter an, deren Ahnherr beim Übergange zum theologischen Studium seinen Namen in Rendslob geändert hat.

Unter allerhand Scherzgeschichten kamen wir in Bamberg an. Hier folgte ich der Einladung des Wirtes, mit ihm im Deutschen Hause abzustiegen. Ich trug über meinen Kleidern einen grauleinenen Staubfittel und mochte dem Bamberger Wirt als Handwerksbursche erscheinen. Da stellte mich der Staffelfteiner seinem Kollegen als Grafen von Rendslaw vor. Nun rissen mir sogleich drei Kellner mein Tornister vom Rücken und brachten es in Sicherheit. Im Gastzimmer erschienen bald auf der Tafel zwei Beasfstücks und eine Flasche Rotwein, und mein Reisegepäck lud mich ein, Platz zu nehmen und zuzulangen. „Aber bitte, Sie haben doch nicht das Recht, über meinen Geldbeutel zu verfügen, ich muß mit meinem Geld doch haushalten.“ „Das mache ich mir auch gar nicht an, aber Sie haben gestern in meinem Hause einen so fröhlichen Abend veranstaltet, so müssen Sie mir jetzt die Freude erlauben, mich ein wenig zu revanchieren.“ Nach dem Frühstück brachen wir zur Besichtigung der Stadt auf. Mein freundlicher Reisegefährte zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, führte mich durch den Dom und die anderen Kirchen, ließ als Katholik mir eine Menge Heiligtümer vorlegen, die sonst kein Fremder und am wenigsten ein „Reker“ zu sehen bekommt, und schließlich stiegen wir zur Altenburg hinauf, um den herrlichen Rundblick zu genießen. Unten manövrierte gerade die bayrische Kriegsmacht in langen Kolonnen. Auf dem Rückwege überquerten wir den Hopfenmarkt, auf dem gerade ein gewaltiges Hopfenfuder hielt. Der Wirt beschrieb mir, wie man die Güte des Hopfens prüfe, und als wir an den Hopfenwagen herantraten, fragte er nach dem Preise. „Wollen Sie welchen kaufen?“ „Nein! Aber der junge Herr hier, sein Vater ist ein großer Bierbrauer in Berlin und hat seinen Sohn nach Bayern geschickt, sich hier einmal den Hopfen anzusehen.“ Ich fand mich in die Rolle, zerrieb eine Traube auf dem Daumen nagel, wie ich es eben gelernt hatte, und da die Probe eine schöne wachsgelbe Farbe und angenehmen Duft ergab, so lobte ich die Sorte. Unter dem Vorwande, noch andere Ware in Augenschein nehmen zu wollen, verabschiedeten wir uns. Aus dem Grafen von Rendslaw war nun ein Bierbrauersohn geworden, und bald sollte ein stud. iur. aus ihm werden.

Zu meinem Verdrusse nämlich mußte ich um 2 Uhr an der table d'hôte, zu der sich Offiziere der verschiedensten Uniformen einfanden, teilnehmen, und dies mit meiner geringen Reisefasse. Mir gab der Wirt einen Platz einem älteren Offizier gegenüber, der, um ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, mich nach „woher“ und „wohin“ fragte. Da ich mich schämte, mich als Schulfur vorzustellen, schnitt ich ihm auf, daß ich in Halle Jura studiere, allerdings erst im ersten Semester, in dem man die Vorlesungen zu schwänzen pflege, was der Offizier aber entschieden mißbilligte. So schmachhaft die aufgetragenen Gerichte waren, deren Name ich nicht einmal kannte, so zahlte ich doch mit Schmerzen meinen Taler dafür, ließ die Anzahlung an der Post für die Fahrt nach Nürnberg schwinden, um nicht den vollen Preis noch zahlen zu müssen, und zog es vor, in Geschwindmarsch in Richtung Forchheim-Nürnberg nun zu wandern. Da hörte ich hinter mir Schritte eines, der es noch eiliger zu haben schien als ich und der mir zurief, ich solle ihn doch mitnehmen. Es war ein kleines, blaßes Gewächs, ein Schneidergesell auf der Wanderschaft, der mich vor dem Ludwigskanal warnte, in der Dunkelheit sei er dem Wanderer sehr gefährlich. Er lud mich dafür ein, in Hirschaid mit ihm zu übernachten, wo er umsonst Quartier habe. Ohne daß ich mich noch weiter erkundigte, wanderten wir nun zusammen, die zwei Meilen Bamberg-Hirschaid waren bis 7 Uhr abends geschafft, und wir machten vor dem ersten Bauernhose halt. Zu meiner Überraschung redete mein Schneiderlein die Bäuerin bettelnd an: „Zwei arme Reisende bitten um ein Nachtquartier.“ So ward plötzlich ohne meine Absicht aus dem Grafen Rendslaw ein armer Reisender, der aber nun sofort seinen Vatermörder*) wegstopfte, um nicht aus der aufgenötigten Rolle zu fallen. Die Bäuerin schimpfte und wetterte, aber der hinzukommende Bauer verwies seine Frau zur

*) Frz. parricide verwechselt mit parasite der Kraken, der beim schnellen Speisen etwas abkriegt und gleichsam schmachtet.

Ruhe mit den kräftigen Worten: „Hoaln Rand, oder du kriegst eine hinter die Fresse.“ Dann führte er uns in die Stube, in der eine Magd gerade butterte. Wir suchten nun uns gut einzuführen, mein Schneider nahm der Magd die Arbeit ab, und ich lodte die Kinderchen an mich und erzählte ihnen schöne Geschichten, zu denen allmählich nacheinander der Bauer, die Bäuerin und der Knecht sich einfanden. In einer Pause nahm der Bauer sein Räpsel ab und fragte mich: „Mit Verlaub. Sie sind doch kein Schneider?“ „Das bin ich allerdings nicht“, und um den Leuten verständlich zu sein, setzte ich hinzu: „Ich studiere auf geistlich.“ Da fuhr der Frau, die vorher so gekeist hatte, der Schrecken in die Glieder, und mit dem Rufe: „Genade! Genade!“ fiel sie mit gefalteten Händen und angstvollem Blick vor mir auf die Knie. Als ich mich verabschieden wollte, um in den Gasthof zu gehen, baten mich die Bauersleute, doch bei ihnen zu bleiben. Ja, sie boten mir sogar ihr eigenes Bett an. Darauf verzichtete ich allerdings, erklärte mich aber bereit, in der Stube zu übernachten und ließ das aufgetischte Abendbrot, Kartoffeln, Buttermilch und schönstes Bier mir gut schmecken. In der Nacht hatte ich den Schneidergesellen zum Lagergenossen, der gar nicht fertig werden konnte sein Glück zu preisen, daß er mich getroffen habe. Am nächsten Morgen brachen wir schon um 4 Uhr auf, da unser Bauer uns darum gebeten hatte, damit der Gendarm uns nicht bemerke. Ich ließ ein Zehn Groschenstück auf dem Tische, rief einen schönen Dank und ein Lebewohl in die eheliche Schlafkammer und verabschiedete mich auch von dem Schneider, der am liebsten mit mir zusammen weiter betteln gegangen wäre.

Nachdem ich im Gasthof durch ein kräftiges Frühstück mich gestärkt hatte, wanderte ich, nunmehr allein, nach Forchheim, einer Festung ohne Garnison. Auf die Bitte der durch Wegnahme der Besatzung in ihrem Einkommen verkürzten Bürgerschaft hin hatte der König der zu ihm abgeordneten Deputation gegenüber das Versprechen gegeben, zu Weihnachten wolle er Militär aller Gattungen nach Forchheim schicken. Zu Weihnachten waren dann aber drei große Schacheln mit Bleisoldaten angekommen. So erzählte mir ein Bürger, dem ich unterwegs mich angeschlossen hatte.

Nürnberg ließ ich schwinden und wanderte lieber durch die Fränkische Schweiz über Pottenstein, Berneck ins Fichtelgebirge, nach Hof, Plauen bis nach Krimmitschau, bis wohin damals die Eisenbahn führte. Die Reisetasche war zusammengeschmolzen, bei schmalen Kost und starken Märschen — ich legte in den letzten drei Tagen fast 6 Meilen zurück — stellte sich Überanstrengung und Fußschwäche ein, aber meine Primanerfahrt sollte doch noch einen schönen Abschluß finden. Vier Kilometer vor Krimmitschau traf ich eine Kutsche, in der ein älterer Herr und zwei junge Mädchen saßen. Auf meine Bitte mich mitzunehmen, ließ er mich Beinschwächen durch den Kutscher in den Wagen heben. Nachdem ich mich richtig vorgestellt hatte, mußte ich bei der Weiterfahrt nun erzählen, wie ich in diese unangenehme Lage gekommen sei, und fand für meine natürlich sehr ausgemerkten Erlebnisse besonders bei den jungen Mädchen interessiertste Aufmerksamkeit. Als auf dem Bahnhofe in Krimmitschau beim Fahrkartenschalter sich herausstellte, daß mein Geld für den Kauf der Fahrkarte nach Halle nicht ausreichte, sprang glücklicherweise derselbe vornehme Herr für mich ein und ersetzte den Mangel des Reisegeldes mit 3 Pfennigen, und schließlich erfolgte noch eine Einladung zum Rastgetränk im Wartesaal erster Klasse und reichliche Versorgung mit gut belegten Brötchen.

Das war das angenehme Ende meiner Frankenfahrt. Aber die Folge meines polizeiwidrigen Verschwindens in Koburg bildete bald nach meiner Heimkehr eine Vorladung vor die hallische Polizei, an die die Koburger Polizei mit einer Beschwerde sich gewendet hatte. Man zeigte hier aber für meine damalige Lage einiges Verständnis und ließ mich ungekränkt laufen.

Nun, wer ist der verwandlungsfähige Primaner gewesen, der in ein paar Tagen die Metamorphose aus einem Lateiner durch einen Adelsproffen, Bierbrauerjohn, stud. iur., einem armen Reisenden zu einem Prädicanten und die Rückwandlung zu einem für geleistete Unterstützung dankbaren fahrenden Scholaren durchgemacht hatte? Sein Name fängt mit W an. Es war der spätere Oberlehrer und Professor an der Latina Alexander Weiske, der Vater des Einsenders dieser

feiner Reisebeschreibung, die lange im Schubfache des Schreibtisches verborgen gelegen und nun durch Edgar Rudolfs Freundschaft in der Schola Latina eine fröhliche Auferstehung gefunden hat.

Ein verhängnisvoller Budenstat

Aus „Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Lorelisten“

Erlebt und berichtet von R. Chrodt (1878—1884)

Ich habe immer gern und dankbar an die sechs Jahre zurückgedacht, die ich von 1878—1884 von der Tertia bis zum Abitur in der Pensionsanstalt der Stiftungen verbracht habe. Manches erscheint einem allerdings heute, wo es Jahrzehnte weit zurückliegt, in einem freundlicheren Gesicht als in den Tagen und Jahren, wo es erlebt wurde. Im Vergleich zu den Stadtschülern hatten wir weniger Bewegungsfreiheit. Ich habe diese Beschränkung nie als drückend empfunden. Denn da ich, wie fast alle meine Hausgenossen, auch in den oberen Klassen, nur über so viel Bargeld verfügte, wie ich für die Ausgestaltung der halben zur ganzen Kost unbedingt nötig hatte, war mit einer größeren Freiheit im Verkehr mit der Stadt nicht viel anzufangen. Dieser Einengung stand für den, der sich in die große Ordnung einfügen konnte, ganz abgesehen von dem verbilligten Unterhalt, manches Aktivum gegenüber. Innerhalb der Stiftungsmauern war in langer Erfahrung für eine Lebensgemeinschaft von mehr als 300 Schülern aller Klassen zwischen Gewähren und Verfügen von Freiheiten ein Ausgleich gefunden, bei dem man sich im allgemeinen, zumal in den oberen Klassen, wohl fühlen konnte. Nicht alles war uns zugestanden, was vielleicht hätte ertragen werden können. So war zum Beispiel das Kartenspiel streng verpönt. Daher wurde ziemlich viel heimlich gespielt: in den Stuben in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag bis spät gegen Morgen hin, im „Deutschen Kaiser“ in Diemitz und in mancher Wirtschaft in der Stadt. Ein größerer Schaden ist dadurch meines Wissens nicht entstanden. Nur wäre über mich und zwei andere beinahe ein ganz großes Unglück gekommen, weil wir das strenge Verbot übertreten hatten.

Am Bußtage des Jahres 1880 nachmittags war die ganze „Bude“ leer, ich war nicht in die Stadt gegangen, und zu mir gesellten sich zwei andere aus benachbarten Stuben, die wohl ebensowenig Geld hatten wie ich, ein zweiter Untersekundaner und einer aus der Obertertia. Es wurde langweilig, und daher wurden die Karten hervorgeholt. Wahrscheinlich zum Skat, denn über „Sechsendsechzig“ war ich längst hinaus. Dafür hatte schon mein Vater gesorgt, der über das Skatspiel anders dachte als die strengen Schul- und Alumnatsgefehe der Stiftungen und, obwohl er selbst kein Kartenspieler war, es nicht ungern sah, wenn sich seine Söhne diese Übung des Denkens nicht entgehen ließen. Schon begann es an dem trüben Novembertage zu dunkeln, und wir hätten das Spielchen bald beenden müssen, da kam es ganz unerwartet zu einem vorzeitigen peinlichen Abschluß. Die Tür öffnete sich plötzlich, und herein trat der Inspektionslehrer Dr. P. Die Karten flogen unter den Tisch, aber es half nichts, unser finsternes Treiben wurde offenkundig. Einer von uns kam in dem notvollen Augenblick auf den Gedanken zu erklären, wir hätten nur Kartenkunststücke gemacht. Dr. P. brachte die Sache vor den Direktor. Es folgte Verhör auf Verhör, wir blieben fest bei unserer Ausrede und konnten nun auch von der Lüge gar nicht mehr zurück. Die Lehrerkonferenz trat zusammen, und wir drei durchlebten bange Stunden. Wurden wir überführt, so stand uns bei der scharfen Strafdisziplin der Schule und Pensionsanstalt Schweres bevor. Der Direktor forderte uns nach der Konferenz vor sich: „Wir können Ihnen nicht beweisen, daß Sie Karten gespielt haben, Sie können uns nicht beweisen, daß Sie nicht gespielt haben. Jedenfalls haben Sie sich mit Karten beschäftigt, und das ist verboten.“ Wir beiden Untersekundaner, die wir noch unbescholten waren, erhielten je eine Stunde Karzer. Der arme Obertertianer R. hatte schon einiges auf